



Yuko Sugimoto auf dem *stern*-Titel nach dem Tsunami am 11. März

Von **JANIS VOUGIOUKAS** (Text) und **KO SASAKI** (Fotos)

Wenn Yuko Sugimoto auf diesem Parkplatz steht, kehrt auch die Angst zurück. Wo ist Raito? Lebt er noch? Kein anderer Gedanke fesselte Yuko damals so sehr wie die Angst um ihren Sohn, nichts anderes war wichtig. Sie war in Panik, weil ihr Raito, fünf Jahre alt, in den Fluten untergegangen sein könnte.

„Es war kalt“, sagt Yuko. Das Wasser stand bis auf die Kreuzung. Man konnte Sirenen hören, Menschen riefen verzweifelt die Namen ihrer Männer, ihrer Frauen, ihrer Mütter und Väter, ihrer Kinder.

Neun Monate sind seither vergangen. Yuko hat ihr Auto abgestellt und steht wieder da, wo sie in den Tagen nach dem Tsunami stand. Die Fassade des Fotoladens ist immer noch verrammelt. Es ist Nachmittag. Vom Meer weht ein kräftiger Wind, man spürt das Salz in der Luft. Weiter vorn, wo alles in Trümmern lag und das eisige braune Wasser auch Tage nach dem Tsunami noch schwappete, da liegt der Kindergarten ihres Sohnes. →

Yuko Sugimoto und ihr Mann Harunori mit Sohn Raito auf dem Arm vor der Ruine des Kindergartens. „Danke. Wir müssen nach vorn blicken“, steht auf dem großen Transparent

Das Wasser stand bis zum Dach

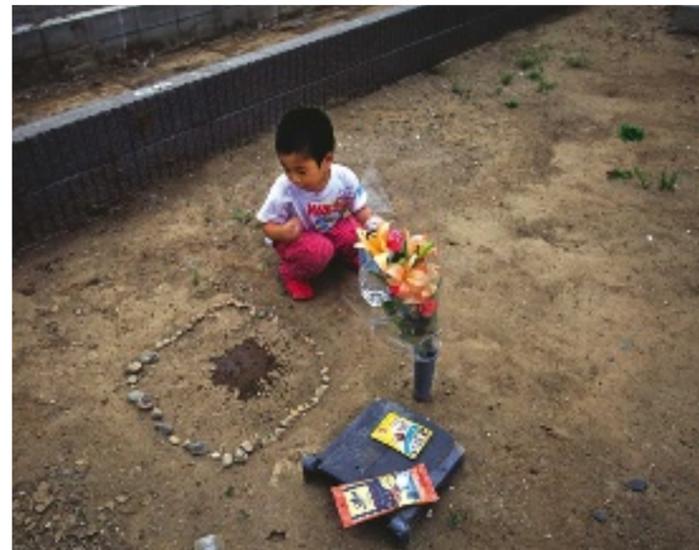
Sie war DIE FRAU MIT DER DECKE, ihr Foto ging um die Welt als Sinnbild der Katastrophe. Yuko Sugimoto bangte um ihren Sohn, dessen Kindergarten in den Tsunami-Fluten unterging



Mit elf Kindern flüchteten die Erzieher aufs Dach, das Wasser stieg bis zur Traufe



Seit er mit dem Hubschrauber gerettet wurde, ist das Modell Raitos liebstes Spielzeug



Im Garten ist Raitos Hund begraben. Er starb in den Fluten

Yuko war am Tag der Katastrophe auf Kundenbesuch. Sie hatte gerade eine Getränkebestellung abgeliefert, verbeugte sich noch einmal, stieg ins Auto, da fing es an. Das Beben dauerte fast 90 Sekunden. Yuko weiß nicht mehr, ob sie schrie. Sie hielt sich mit aller Kraft am Lenkrad fest. Sie sah schwankende Strommasten und Menschen, die auf Händen und Füßen aus ihren Häusern krabbelten. Ihr einziger Gedanke war: „Wo ist mein Sohn?“

Sie musste so schnell wie möglich zum Kindergarten, doch in der ganzen Stadt war der Verkehr zusammengebrochen. Brücken waren beschädigt. Autos und Lastwagen hatten sich auf den Straßen verkeilt. Ein Passant klopfte an ihre Autoscheibe: „Sie müssen fliehen, es wird einen Tsunami geben! Lassen Sie das Auto stehen, laufen Sie!“ Doch Yuko dachte nur an Raito.

Die Welle bemerkte sie kaum. Sie irrte umher wie betäubt und kam ihrem Sohn doch nicht näher. Der Strom war ausgefallen. Das Handynetz war zusammengebrochen. Keine Nachricht vom Kindergarten oder von ihrem Mann. Irgendwann wurde es dunkel, und als Yuko schließlich einschlief, saß sie immer noch in ihrem Auto, allein mit ihren Sorgen, dem Hunger und der Kälte.

Vom Parkplatz ging es weiter bergab, die Küstengebiete standen auch am nächsten Morgen

noch unter Wasser, auch der Weg zum Kindergarten. Endlich kam Harunori, ihr Mann. Der Parkplatz wurde zur Sammelstelle für Eltern und Anwohner. Sie zündeten ein Feuer an. Jemand hatte ein Radio mitgebracht. Ständig kamen neue Schreckensberichte: eingestürzte Brücken, zerstörte Schulen, in Natori waren angeblich Hunderte Leichen an den Strand gespült worden. Über den Kindergarten ihres Sohnes gab es nur Gerüchte. Die Welle sei höher gewesen als das Gebäude. In der Nähe seien Leichenteile im Wasser gesehen worden. Harunori hielt das Warten nicht aus. Er watete durch die eisige Brühe, bald stand ihm das Wasser bis zur Brust. Der Kindergarten war zerstört, doch Tote sah er nicht.

Harunori zitterte am ganzen Körper, als er zum Parkplatz zurückkam. Weil sie nicht wussten, was sie tun sollten, blieben sie einfach da, mit den anderen Eltern. „All die Tage hat niemand geweint“, sagt Yuko, „wir haben unsere Gefühle wohl einfach ignoriert und versuchten, ganz sachlich über die Fakten zu sprechen.“ Sie waren zusammen und doch einsam, jeder für sich.

Es gibt ein Foto von diesem Moment: Im Vordergrund steht eine junge Frau mit einer Decke über den Schultern. Sie hat braune Haare, in der Hand hält sie eine Plastiktüte. Ihr Blick geht starr in die Ferne, man sieht den Schock

in ihren Augen. Im Hintergrund liegt ein Berg aus Trümmern: verbogenes Blech, zerfetzte Holzträger, ein Wassertank. Das Bild entstand am 13. März, zwei Tage nach dem Erdbeben und dem Tsunami an der japanischen Ostküste, bei dem rund 20 000 Menschen ums Leben kamen. Das Foto mit der unbekanntenen jungen Frau erschien auf den Titelseiten von *stern*, „Paris Match“, „Daily Telegraph“, „International Herald Tribune“ und vielen anderen Publikationen. Die Frau mit der Decke wurde zum Gesicht der Katastrophe und zur Symbolfigur für ihr verwundetes Land.

Yuko Sugimoto hatte den Fotografen gar nicht bemerkt. „In dem Moment konnte ich sowieso nur an meinen Sohn denken“, sagt sie. Auch in den Wochen danach hatte Yuko kaum Gelegenheit, die Nachrichten zu verfolgen. Ihr Haus war zerstört, der Computer auch, Strom und Internet gab es sowieso nicht. Erst nach einem Monat erzählte ein Freund, dass ihr Bild auf der ganzen Welt erschienen war und Millionen Menschen bewegt hatte.

Am zweiten Tag nach dem Tsunami gab es kein Benzin mehr. Yuko und Harunori liehen sich Fahrräder und fuhren zu allen Schulen, Krankenhäusern und Evakuierungszentren in der Gegend. Zum ersten Mal begriff Yuko das Ausmaß der Zerstörung. Ihre kleine Welt war untergegangen.

gen. Sie war übermüdet, hungrig, sie hatten überall gesucht, Hoffnung gesammelt und immer neue furchtbare Nachrichten und Gerüchte gehört. Zwei Tage hatte sie die Angst verdrängt, denn Yuko wusste: Wenn die Verzweiflung beginnt, dann bricht man zusammen. Sie war kurz davor, ihre Kraft zu verlieren. Sie schloss die Augen, faltete ihre Hände und betete, zum ersten Mal in ihrem Leben: „Bitte, Gott, gib mir meinen Sohn zurück.“

Drei Tage nach dem Tsunami fand Yuko ihren Sohn in einem Evakuierungszentrum in der Universität. Tränen schossen ihr in die Augen, zum ersten Mal seit der Katastrophe, und so standen sie alle drei da und hielten sich in den Armen. Raito war so durcheinander, dass er erst auf der Rückfahrt wieder seine Worte fand. Sein erster Satz war: „Mama, ich bin in einem Helikopter geflogen!“

Raito ist fünf Jahre alt, im nächsten Jahr kommt er in die Schule. Sein alter Kindergarten liegt am Rande eines Industriegebiets am Meer. Am Balkon im ersten Stock hängt ein Transparent: „Danke! Wir müssen nach vorn blicken“, steht da. Raito freut sich, das Gebäude zu besuchen. „Ich zeige euch mein Gruppenzimmer“, ruft er und rennt voraus. Drinnen riecht es immer noch nach Abfall und totem Fisch.

FOTO: HIROAKI TSUDA

Die Holzverkleidung hängt von der Decke, Fensterscheiben sind zerbrochen.

Raito sagt, er möchte lieber nicht über den Tsunami sprechen. Fünf Kinder wurden gleich nach dem Erdbeben aus der Kita abgeholt. Die Eltern wollten sie in Sicherheit bringen, doch sie starben auf der Flucht. Dass die anderen elf überlebten, verdanken sie dem Leiter des Kindergartens, Hiroaki Tsuda. Er ist ein freundlicher älterer Herr, den so leicht nichts aus der Ruhe bringen kann. Nach dem Erdbeben hörte er eine Durchsage über die Lautsprecheranlage des Stadtviertels. In der Hektik verstand er nur drei Wörter: „Tsunami, neun Meter.“ Tsuda wusste, dass Wegrennen aussichtslos war, in Ishinomaki ist das Land flach wie Reispapier. Es blieb nur die Flucht aufs Dach. Sie fanden eine Leiter. Tsuda und die anderen Erzieherinnen schoben die Kinder hinauf. Die jüngeren weinten und schrien. Sie waren gerade oben angekommen, als die braunen Fluten das Gebäude erreichten. „Wir sahen, wie Häuser, Autos und Schutt an uns vorbeigespült wurden“, sagte Tsuda, und in dem Moment fing es auch noch an zu schneien. Es dauerte fünf Stunden, bis der Wasserspiegel ein wenig sank. Sie kletterten hinab in den ersten Stock. Dort fanden sie eine Plastikkiste mit Weihnachtsmannkostümen,

„All die Tage hat niemand geweint. Wir haben unsere Gefühle wohl einfach ignoriert“

die sie den Kindern anzogen, um sie warm zu halten. Sie hatten eine Wasserflasche und ein paar eingeschweißte Kekse. Tsuda schrieb die Schriftzeichen „Hilfe, Kinder“ auf eine Tischplatte und hing sie aus dem Fenster. Doch es dauerte 19 Stunden, bis schließlich ein Schlauchboot der Küstenwache auftauchte. Die Kinder verbrachten die Nacht auf einem Kreuzer vor der Küste und wurden am nächsten Tag per Hubschrauber zu einem Evakuierungszentrum gebracht, wo Yuko ihren Sohn schließlich fand.

Sie lenkt ihren Kleinwagen durch die engen Straßen von Ishinomaki. Selbst im Stadtzentrum sind die Spuren der Zerstörung noch zu sehen. Viele der zerfetzten Häuserfassaden sind nur notdürftig geflickt. Die Flut hat an den Wänden eine braune Linie gezogen, so hoch stand das Wasser. Auf den Straßen ist der Asphalt aufgerissen. Auf vielen Parkplätzen und Sportanlagen stehen jetzt dicht an dicht die kastenartigen Fertighäuser, die nach der Katastrophe in aller Eile für die Obdachlosen zusammengeschraubt wurden. Hunderttausende Japaner haben in der Flut ihr Zuhause verloren. Zwei Jahre dürfen sie jetzt in den Not-Wohnungen bleiben. Und im Moment, so scheint es, mag niemand daran denken, wie das Leben danach weitergeht.

Gleich hinter der Stadt beginnen die Reisfelder, die sich bis zu den Bergen hinziehen. Und mittendrin steht Yukos neues Haus. Die Wände sind mit hellem Holz getäfelt. Im Flur, neben der Haustür, steht eine Tasche mit Golfschlägern, daneben liegen Reifen für den Toyota; langsam kehrt der Alltag zurück. Doch in der Küche hängt seit Wochen der dunkle Anzug ihres Mannes und Yukos schwarzes Kostüm. Es gab so viele Begräbnisse und Trauerfeiern.

Ein Freund hat ihnen das Haus nach der Katastrophe zur Verfügung gestellt, ihr eigenes ist zerstört. Es fällt Yuko nicht leicht, vom Leben vor dem Tsunami zu erzählen. Sie wohnten in einem

bescheidenen Haus nahe am Hafen und an Raitos Kindergarten, gleich neben dem Friedhof, wo das Bauland günstig war. Allen Mut und alle Ersparnisse hatten sie dafür zusammengekratzt. Drei Wochen nach dem Tsunami kehrte Yuko zum ersten Mal wieder zurück. Sie mussten ihr Haus lange suchen, nichts erinnerte mehr an das Stadtviertel und ihr altes Leben. Holzwände und Fußböden waren aufgequollen, die Möbel vergammelt. Ihr Hund Mae lag tot im Wohnzimmer, sie begrub ihn im Garten. „Ein Bügel-eisen, einen kleinen Fernseher und etwas Kleidung konnten wir mitnehmen“, sagt Yuko, „sonst ist uns nichts geblieben.“

Raito hat immer noch Angst. Er geht nicht mehr allein aufs Klo und schläft jetzt nachts im Bett zwischen seinen Eltern. Neulich gab es wieder eine Tsunami-Warnung. Yuko versuchte noch, ihrem Sohn die Ohren zuzuhalten. Doch er hörte die Sirenen und musste sich sofort übergeben.

Yuko gibt sich große Mühe, aus der schrecklichen Erfahrung positive Schlüsse zu ziehen. Sie sagt: „Früher habe ich in den Tag hineingelebt. Jetzt bin ich über jeden neuen Morgen froh.“ Sie hat ihren Vertreterjob gekündigt, um mehr Zeit mit ihrem Sohn zu verbringen. Sie hat sich neue Ziele gesetzt und einen Kurs in Krankenhaus-Buchhaltung belegt.

Demnächst will die Regierung entscheiden, was mit dem Viertel passieren soll. Doch im Moment scheint es kaum vorstellbar, dass sich die Häuser wieder mit Leben füllen. Die Nachbarn haben ihre vierjährige Tochter verloren, die so oft mit Raito gespielt hatte.

Büros und Produktionsanlagen vieler Firmen sind zerstört, die Angestellten entlassen. Viele trinken. Yuko sagt, dass sie jetzt zwei Schachteln am Tag raucht, doppelt so viel wie vor dem Tsunami. „Ich wünsche mir nichts so sehr wie ein normales Leben in meinem eigenen Haus“, sagt sie. Doch das ist jetzt eine Ruine. Und der Kredit dafür läuft noch 31 Jahre. ✪